

## Rezensionen

- Armin Gugau: Untersuchungen zum Landshuter Erbfolgekrieg von 1504/05. Die Schäden und ihre Behebung 269
- Messinger, Stephan: Die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern. Rechtliche, zeremonielle und politische Probleme 270
- Stefan Trinkl: Das Zisterzienserkloster Fürstentfeld unter Abt Balduin Helm 1690 – 1705 272
- Simone Hartmann: Christoph Thomas Scheffler (1699 – 1756) 274
- Manfred Knedlik: Aufklärung in München. Schlaglichter einer Aufbruchzeit 276
- Margot Hamm/Evamaría Brockhoff/Volker Bräu u. a. (Hg.): Napoleon und Bayern 277
- Marcus Junkelmann: Napoleon und Bayern. Eine Königskrone und ihr Preis 277
- Thomas Schuler: »Wir sind auf einem Vulkan«. Napoleon und Bayern 277
- Alfons Schweiggert: Bayerns unglücklichster König. Otto I., der Bruder Ludwigs II., München: Sankt Michaelsbund 2015 278
- Peter Fleischmann (Hg.): Hitler als Häftling in Landsberg am Lech 1923/24. Der Gefangenen-Personalakt Hitler nebst weiteren Quellen aus der Schutzhaft-, Untersuchungshaft- und Festungshaftanstalt Landsberg am Lech 280
- Iris Lauterbach: Der Central Collecting Point in München 281
- Verein für Denkmalpflege und Penzberger Stadtgeschichte (Hg.): Schmelztiegel Penzberg. Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen 1945 – 1954 283
- Wolfgang Reinicke: Landtag und Regierung im Widerstreit. Der parlamentarische Neubeginn in Bayern 1946 – 1962 285
- Landkreis Aichach-Friedberg (Hg.): 900 Jahre Wittelsbacher 286



**Armin Gugau: Untersuchungen zum Landshuter Erbfolgekrieg von 1504/05. Die Schäden und ihre Behebung, München: Herbert Utz Verlag 2015**

373 S., ISBN 978-3-831-643875, EUR 54,00

Für die Epochenschwelle vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit wird in der Globalgeschichte oft die Entdeckung Amerikas im Jahr 1492 als Fixpunkt auf der Zeitleiste markiert. In Europa, in Deutschland zumal, ist es Luthers Thesenanschlag von 1517. Zeitlich ziemlich genau zwischen diesen Ereignissen liegt in der bayerischen Geschichte ein Krieg, an dessen Ende für dieses Land zumindest auf Regierungsebene ein nahezu epochaler Wandel stand: der Landshuter Erbfolgekrieg von 1504 und 1505. Das Herzogtum Bayern, in den 250 Jahren zuvor aufgespalten in bis zu vier Teilherzogtümer, erlebte seine Wiedervereinigung. Der Grundschullehrer Armin Gugau nimmt in seiner von Alois Schmid betreuten Münchner Dissertation die Schäden des Krieges unter die Lupe und hat nach Anhaltspunkten für ihre Behebung gesucht.

Die Studie beginnt mit der etwas überraschenden Ansicht des Autors, der Landshuter Erbfolgekrieg gehöre »zu den weitgehend vergessenen« (40) Ereignissen in der bayerischen Geschichte, und sie endet damit, dass Gugau eine Verharmlosung« dieses Krieges »in der allgemeinen Wahrnehmung« (328) feststellt. An mehreren Stellen aber konterkariert Gugau diese gewagten Thesen selbst. Einmal verweist er auf die Fülle an geschichtswissenschaftlicher Literatur, in der sich die Bedeutung dieser Auseinandersetzung spiegle und die »militärischen Kampfhandlungen« ausführlich dargestellt seien. Und zu Recht gelte dieser Krieg »als eines der furchtbarsten Kriegsereignisse, die je über Bayern hereingebrochen sind«. Allerdings nimmt er für seine »Fallstudie« (46) in Anspruch, eine Pionierarbeit zu leisten. Über die Schäden dieses neun Monate währenden und erbittert geführten Krieges lag bislang keine umfassende Untersuchung vor.

Was bedeutet es also, wenn der Augenzeuge Aventin von flächendeckender Zerstörung berichtet? Es sei »nullus angulus in Bavaria, quem non ipsi combusserint« – die feindlichen Pfälzer hätten Bayern bis in den letzten Winkel niedergebrannt. Dem kann Gugau substanziell nichts Entscheidendes hinzufügen. Er ergänzt Aventins Chronik allenfalls um eine Liste von gut 80 Seiten, die gewissermaßen den Hauptteil seiner Arbeit darstellt. Er führt in alphabetischer Reihe die Orte auf, zu denen er in den Archiven, vorwiegend im Bestand »Kurbayern Äußeres Archiv« des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, Angaben über Kriegsbeschädigungen gefunden hat. Andere Aufzählungen folgen, sodass die Lektüre in sehr weiten Teilen aus dem fragwürdigen Vergnügen besteht, Ortsnamen für Ortsnamen kennenzulernen. Gugau betätigt sich als Geograf des Landshuter Erbfolgekrieges. Er gelangt zur Erkenntnis, dass die meisten Schadensorte in der heutigen Oberpfalz liegen – dass aber auch in anderen Gegenden gebrandschatzt und geplündert wurde. Dazu hat Gugau neben einer Reihe von Tabellen eine Karte der wichtigsten Kriegsschauplätze erstellt.

Heimatforscher aus Orten wie Engertsham im Landkreis Traunstein, Aiterndorf im Landkreis Ebersberg oder Wurmsdorf bei Riedering werden mit Interesse aufmerken, wenn sie in den langen Listen die Namen ihrer Dörfer antreffen. Die Zahl der Menschen, die in diesem Krieg ums Leben kamen, beziffert Gugau mit »deutlich weniger als 10.000« (87). Allerdings geht er davon aus, dass »eine weitaus größere Anzahl den Kriegsfolgen zum Opfer« fiel – wobei er seine Einschätzung nicht mit Zahlen untermauert. Auch bilanzierende Folgerungen wie jene im betreffenden Abschnitt, die exemplarisch ist für dieses insgesamt etwas nachlässig lektorierte Rechercheprotokoll aus Aneinanderreihungen von Kleinstbefunden, trüben das Lesevergnügen: »Damit dürfte dieser Waffengang einen tiefgreifenden sozialgeschichtlichen Einschnitt in der Geschichte Bayerns dargestellt haben.«

Im keineswegs zuverlässigen Literaturverzeichnis verzichtet Gugau auf die Angabe der Erscheinungsorte. Wer sich künftig mit dem Landshuter Erbfolgekrieg beschäftigt, findet in dieser Arbeit aber immerhin sachdienliche Hinweise auf Quellen und ihre Relevanz.

*Rudolf Neumaier, Töging am Inn*

**Messinger, Stephan: Die Übertragung der pfälzischen Kurwürde auf das Herzogtum Bayern. Rechtliche, zeremonielle und politische Probleme (Geschichte, Bd. 124), Berlin: Lit 2015**

320 S., ISBN 978-3-643-13098-3, EUR 34,90

Ein zentrales Ereignis in der bayerischen Geschichte, auf das die Münchner Linie der Wittelsbacher seit langem hingearbeitet hatte und das die Geschichte des Landes noch lange prägen sollte, war die Übertragung der Würde des Reichserztruchsessens, die bisher von der pfälzischen Linie wahrgenommene Kurfürstenwürde, auf die Linie der bayerischen Wittelsbacher im Rahmen des Kampfes der katholischen Liga gegen den Kurfürsten von der Pfalz und seine Verbündeten während des Dreißigjährigen Krieges. In der Literatur wurde dieser folgenreiche Schritt von europäischer Tragweite bisher im Wesentlichen im Rahmen der Darstellungen und der Analysen der Kriegseignisse betrachtet. Stephan Messinger hat in seiner Dissertation, die von der Ludwig-Maximilians-Universität in München 2014 angenommen wurde, die Kurübertragung in das Zentrum seiner Untersuchung gestellt, um die mit diesem Akt verbundenen politischen, zeremoniellen und rechtlichen Probleme herauszuarbeiten und zu analysieren.

Einleitend zeichnet Messinger die Entwicklung der Kurwürde seit dem Mittelalter nach, die sich seit dem späten 12. Jahrhundert aus dem Kreis der Königswähler herausbildete und in der Goldenen Bulle von 1356 ihre abschließende Kodifizierung fand. Er wirft dabei auch einen

Blick auf die Bewertung der kurfürstlichen Würde in der Reichsrechtsliteratur und kommt zu dem Ergebnis, dass die Disponibilität dieser Würde durch den Kaiser oder die Reichsstände von einigen Reichsrechtslehrern durchaus bejaht wurde. Allerdings muss er dabei zugeben, dass viele der von ihm analysierten Schriften erst am Ende des hier zur Untersuchung anstehenden Konfliktes verfasst wurden. Es ist daher nicht auszuschließen, dass sie eher von den Ereignissen der Kurübertragung beeinflusst wurden als diese selbst zu beeinflussen.

In erster Linie auf der Basis der bisher zum Dreißigjährigen Krieg erschienenen Literatur referiert Messinger anschließend die bekannten einzelnen Phasen des Konfliktes um die Kurwürde mit allen diplomatischen Verhandlungen, internationalen Interessenskonflikten und Lösungsvorschlägen sehr ausführlich: das Versprechen Kaiser Ferdinands II. im Münchner Vertrag von 1619, Herzog Maximilian für die militärische Hilfe im böhmischen Aufstand die Kurwürde der Pfälzer Wittelsbacher zu übertragen, die Achterklärung des Winterkönigs 1621 und die geheime Investitur Maximilians im gleichen Jahr, die persönliche Investitur gegen den Willen Kursachsens und Kurbrandenburgs 1623, die erbliche Investitur 1628 nach großen militärischen Erfolgen der katholischen Seite und schließlich, nach langwierigen und kontroversen Verhandlungen, die Schaffung einer achten Kur für die pfälzischen Wittelsbacher im Westfälischen Frieden von 1648.

In den weiteren Abschnitten seiner Arbeit, die etwa die zweite Hälfte dieses Buches ausmachen, analysiert Messinger die einzelnen Problemfelder, die mit dieser Kurübertragung verbunden waren. So war aus rechtlicher Sicht die Achterklärung Kurfürst Friedrichs V. nicht unproblematisch, weil sie gegen die Wahlkapitulation Ferdinands II. verstieß, die eine vorherige Zustimmung des Kurfürstenrats vorsah. Die Aufteilung der pfälzischen Besitzungen verstieß gegen das in der Goldenen Bulle verankerte Teilungsverbot für das eigentliche kurfürst-

liche Territorium, das Kurpräzipuum. Allerdings greift hier Messingers Auffassung, dass es bei der Herausbildung der jeweiligen Kurlande keinen »Normalfall« und daher keine rechtlichen Leitlinien für den Umgang mit dem Kurpräzipuum gab, etwas zu kurz; denn, wie er selbst herausarbeitet, wurde der Zuschnitt der pfälzischen Kurlande nach der jeweiligen Interessenlage der Beteiligten unterschiedlich interpretiert, zumal die pfälzischen Festlegungen des Kurpräzipuums lediglich auf Hausverträgen basierten und reichsrechtlich keinen Niederschlag gefunden hatten. Es war also schlicht eine politische Entscheidung, die von der jeweiligen Interessenlage der Beteiligten abhing, was letztendlich als mit der pfälzischen Kurwürde untrennbar verbundenes Territorium angesehen wurde.

Bei einer Untersuchung des bei der Kurübertragung von 1623 angewandten Zeremoniells kann Messinger Abweichungen von den Regelungen der Goldenen Bulle erkennen. Da aber, wie er herausarbeitet, das Zeremoniell durchaus von dauernden Anpassungen geprägt und nie statisch geblieben ist, bewertet er diese zeremoniellen Differenzen als nicht besonders schwerwiegend.

In den beiden nächsten Abschnitten der Arbeit werden die mit dem Wechsel der Kurwürde von der Pfalz nach Bayern zusammenhängenden politischen Aspekte herausgearbeitet. Da waren zum einen die konfessionellen Interessen der lutherischen Kurfürstentümer Sachsen und Brandenburg und die der katholischen Reichsstände, die ein engagiertes Eintreten für die pfälzischen Belange verhinderten. Zum anderen waren es die politischen Zielsetzungen Bayerns und Österreichs, die diese beiden Akteure so eng aneinander ketteten, dass an eine entgegenkommende Haltung gegenüber dem Kurfürsten von der Pfalz und seinen Verbündeten nicht zu denken war und damit der Konflikt erheblich verlängert wurde.

Eng verflochten war die Frage der pfälzischen Kurwürde mit der Interessenpolitik der europäischen Mächte, wie Messinger anschlie-

ßend darstellt. Er macht zu Recht deutlich, dass dabei machtpolitische Interessen oft die religionspolitischen Aspekte überlagerten, wie am eklatantesten das Beispiel des katholischen Spaniens zeigt. Madrid sah die Ambitionen Bayerns mit Misstrauen und bekämpfte deshalb eine bayerische Kurwürde, zumal ein Eintreten für die Restitution des pfälzischen Kurfürsten der gewünschten Verbesserung der Beziehungen Spaniens zu England dienlich sein konnte. Von geschlossenen konfessionspolitischen Blöcken kann also auch in der Frage der pfälzischen Kurwürde während des Dreißigjährigen Krieges keine Rede sein.

Der letzte Abschnitt der vorliegenden Publikation analysiert die möglichen Lösungsmodelle für den Konflikt um das Reichserztruchsessnamt. Sie reichen von der bereits 1622 von Bayern ins Spiel gebrachten achten Kurwürde für die pfälzischen Wittelsbacher über die vor allem von England und Schweden geforderte vollständige Restitution des Kurfürsten von der Pfalz bis hin zu einer bereits im 14. Jahrhundert erfolglos versuchten Alternation der Kurwürde zwischen der Pfalz und Bayern.

Etwas unbefriedigend schließt Messinger seine Untersuchung mit einigen offenen Fragen über die Haltung der mittleren und kleineren Reichsstände zu der hier diskutierten Problematik und zu den Auswirkungen der im Westfälischen Frieden gefundenen Lösung einer achten Kur für die Pfalz und deren Auswirkungen auf die künftige Entwicklung der Kurwürde im Reich. Diese Fragen hätte man hier eigentlich auch gern beantwortet gesehen.

Insgesamt leidet die Arbeit Messingers ein wenig unter seinem Ansatz, zunächst den Diskussions- und Geschehensablauf sehr ausführlich darzustellen und dann in der zweiten Hälfte seines Buches die verschiedenen Aspekte des pfälzisch-bayerischen Ringens um die Kurwürde während des Dreißigjährigen Krieges separat und immer wieder vor dem Hintergrund der Handlungschronologie zu analysieren. Auf diese Weise kommt es in den einzelnen Ab-

schnitten zu beständigen Wiederholungen des Geschehensablaufs sowie der Positionen und Argumente der Beteiligten, unter denen der Gesamteindruck der Arbeit doch leidet. Es wäre vermutlich besser gewesen, entweder die einzelnen Phasen des Konfliktes zugunsten des analytischen Teils knapper abzuhandeln oder die gesamte Arbeit an der Chronologie auszurichten und die einzelnen Problemfelder an geeigneter Stelle inhaltlich zu verdichten und analytisch zu vertiefen. Davon abgesehen bleibt es jedoch das Verdienst der vorliegenden Arbeit, einem bedeutenden Aspekt bayerisch-pfälzischer Geschichte und der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, der wesentlich für die lange Dauer dieses Krieges verantwortlich war, die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt zu haben.

*Manfred Peter Heimers, München*

**Stefan Trinkl: Das Zisterzienserkloster Fürstenfeld unter Abt Balduin Helm 1690 – 1705 (Geschichtswissenschaften, Bd. 35), München: Herbert Utz Verlag 2015**  
465 S., ISBN 978-3831-64438-4, EUR 67,00

Im Jahr 2013 feierte das Kloster Fürstenfeld im Westen von München sein 750. Gründungsjubiläum. Der aus Anlass dieses Jubiläums von Werner Schiedermaier neu herausgegebene umfangreiche Sammelband zur Geschichte dieses Zisterzienserklosters mit Beiträgen von 37 Autoren hat die jahrhundertelange Entwicklung Fürstenfelds erneut eindrucksvoll vor Augen geführt. Was neben der Gründungszeit unter Ludwig dem Strengen und dem ersten Höhepunkt der Klostergeschichte unter Ludwig dem Bayern heute vor allem mit Fürstenfeld in Verbindung gebracht wird, ist die auch gerne als »bayerischer Escorial« bezeichnete barocke Bauanlage. Anders aber als die der Errichtung dieses Komplexes unmittelbar vorausgehende Zeit des Abtes Martin Dallmeier wurde die Zeit des Klosterbaus selbst, die mit dem Abbatat des Münchners Balduin Helm zusammenfällt, bis-

her noch nicht eingehender erforscht. Die vorliegende Arbeit, eine Münchner Dissertation aus dem Sommersemester 2014, hat sich vorgenommen, diese Lücke zu schließen.

Stefan Trinkl hat ein breites Spektrum ungedruckter Quellen in den Archiven Augsburgs und Münchens und zahlreiche zeitgenössische Druckwerke ausgewertet, um ein dichtes Bild eines bayerischen Zisterzienserklosters um 1700 nachzuzeichnen. An zentraler Stelle seiner Quellen stehen hier die vom letzten Fürstenfelder Abt Gerhard Führer verfasste Klosterchronik, das »Chronicon Fürstenfeldense« aus der Bayerischen Staatsbibliothek, sowie das im Bayerischen Hauptstaatsarchiv überlieferte Rechnungsbuch des Klosters.

Nach einem sehr knappen Rückblick auf die Vorgeschichte Fürstenfelds vor dem Amtsantritt Balduin Helms widmet sich Trinkl im ersten großen Abschnitt seiner Arbeit der Person des Abtes. Helm entstammte einer Münchner Hofmusikerfamilie. Er war sehr gebildet und erwies sich als großer Prediger und Verfasser geistlicher Schriften. Seine größten Verdienste sieht Trinkl, sicherlich nicht zu Unrecht, in der Errichtung des barocken Klosterneubaus und in der Entlassung des von Fürstenfeld aus wiederbesiedelten Klosters Waldsassen in der Oberpfalz in die Unabhängigkeit. Trinkl zählt Helm deshalb »zweifelloso zu den herausragenden Äbten des Klosters Fürstenfeld« (434). Ausführlich geht er in seiner Darstellung auf die Verschwörung einiger Klosterbrüder im Jahr 1701 ein, die zu einer Anklage Helms unter anderem wegen verschwenderischer Ausgaben und einer Vernachlässigung der Klosterdisziplin führte und ihn schließlich 1705 zu seiner Resignation veranlasste. Trinkls Argumentation neigt dazu, Helm als unschuldiges Opfer der Verschwörung zu sehen, obwohl er zugeben muss, dass die Quellen keine eindeutigen Schlüsse zulassen und er sich nur auf Indizien stützen kann.

Bei der Analyse des Klosterkonvents, der unter Helm trotz der Ausgliederung Waldsassens ein deutliches Wachstum um 22 Religiösen

zu verzeichnen hatte, arbeitet die vorliegende Dissertation die starke Verankerung der Abtei im oberbayerischen Raum heraus. Die Mönche waren überwiegend von städtisch-bürgerlicher Herkunft oder standen Hofkreisen nahe und kamen zu einem Großteil aus München. Sie wiesen einen hohen Bildungsstand auf, wie sich aus der Zahl der insgesamt 15 Studenten zur Amtszeit Helms ersehen lässt. Auch die Wahl des Studienortes – Ingolstadt überwog mit 13 Studenten gegenüber zwei in Dillingen –, sowie die Bevorzugung Freising gegenüber Augsburg als Weiheort für die jungen Priester zeigen deutlich die Orientierung Fürstenfelds nach Oberbayern.

Da der Neubau der Fürstenfelder Klosteranlage im barocken Stil das herausragende Ereignis in der Amtszeit Balduin Helms darstellt, geht Trinkl auch ausführlich auf diese von Kurfürst Maximilian II. Emanuel zwar gewünschte, aber nicht mitfinanzierte Baumaßnahme ein und listet neben allen Künstlern auch die beteiligten Handwerker auf. Er beschreibt die damals geschaffenen Bauten und arbeitet anschließend heraus, dass die heute häufig verwendete Bezeichnung »bayerischer Escorial« für die Anlage erst für das Jahr 1965 erstmals bezeugt ist. Ausführlich geht er danach noch auf die angesichts dieser Erkenntnisse eigentlich müßige Frage ein, ob Fürstenfeld tatsächlich Ähnlichkeiten mit dem Escorial aufweist.

In zwei weiteren Kapiteln untersucht die Arbeit die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters, in dem sie im Wesentlichen auf der Basis der Klosterrechnungen die einzelnen Bediensteten und die beauftragten Handwerker mit zeitlichen Nachweisen und den für sie ausgegebenen Summen sowie die einzelnen Einnahmen- und Ausgabenposten aufführt. Während die Einnahmen überwiegend auf dem Grundbesitz und dessen Erträgen basierten, stehen an der Spitze der regelmäßigen Ausgaben Gelder zur Unterstützung der klösterlichen Weingüter in Esslingen sowie Steuerleistungen.

Bei der anschließenden Untersuchung der insgesamt 29 dem Kloster Fürstenfeld inkorporierten Pfarr- und Filialkirchen kommt die Arbeit zu dem Ergebnis, dass weiter vom Kloster entfernte Kirchen eher von Weltgeistlichen betreut wurden, während für die näher gelegenen Pfarreien zumeist Konventualen eingesetzt wurden. Während die Weltgeistlichen ihre Ämter über eine längere Zeit hinweg ausübten und nur gelegentlich vom Kloster aus personell unterstützt wurden, wechselten die Konventualen häufig und übten ihre Funktionen selten alleine aus.

Dem kulturellen Leben in Fürstenfeld, dem Trinkl während der Amtszeit Helms trotz des relativ hohen Bildungsstandes der Mönche nur durchschnittliches Niveau bescheinigt, widmet sich die Arbeit nur kurz, um abschließend etwas ausführlicher auf die Außenbeziehungen einzugehen. Neben den Kontakten zu anderen Klöstern und den benachbarten Bistümern zeichnet der Verfasser hier vor allem die Entlassung Waldsässens in die Unabhängigkeit nach und analysiert eingehend die Beziehungen zum Markt Bruck. Er listet sämtliche 152 Hauseigentümer des Marktes zur Amtszeit Balduin Helms auf und kann feststellen, dass sicherlich ein Drittel, wenn nicht sogar die Hälfte von ihnen durch ein direktes Beschäftigungsverhältnis oder durch kontinuierliche Aufträge wirtschaftlich vom Kloster abhängig war.

Insgesamt kann Stefan Trinkl mit seiner hier vorgelegten Arbeit ein eindrucksvolles und umfassendes Bild eines bayerischen Zisterzienserklosters an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert mit all seinen geistlichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten entwerfen. Die große Schwäche des Werks liegt in seiner Ausführlichkeit. Der Autor ist um Vollständigkeit bemüht und lässt daher keine Details aus. Er ergeht sich dabei lieber in Wiederholungen, als dass er zusammenfasst. Die Folge sind zahlreiche Redundanzen, auch in den Formulierungen, so wenn etwa die Ausgaben für die Büchsenmacher ausführlich bei den vom Kloster beauf-



trugten Handwerkern (267), bei den einzelnen Ausgabenposten (306) und noch einmal bei dem klösterlichen Aufwand für die Jagd im Rahmen der kurfürstlichen Besuche (417) aufgelistet werden. Trinkl neigt dazu, größeres Gewicht auf die Wiedergabe der ermittelten Befunde als auf die daraus zu entnehmenden Ergebnisse zu legen. Aber damit soll das Verdienst dieser Arbeit nicht geschmälert werden: Sie schließt eine Lücke in der Geschichte des Klosters Fürstenfeld und liefert eine unglaubliche Fülle von Material, das zur vergleichenden Betrachtung mit der Situation anderer bayerischer und schwäbischer Klöster am Vorabend des Spanischen Erbfolgekrieges geradezu herausfordert. *Manfred Peter Heimers, München*

**Simone Hartmann: Christoph Thomas Scheffler (1699 – 1756)**  
**Regensburg: Verlag Schnell & Steiner 2015**  
 416 S., ISBN 978-3-7954-2961-4, EUR 86,00

Im Jahr 2012/13 hat Simone Hartmann eine äußerst lesenswerte Dissertation über den eher unbekanntem süddeutschen Barockmaler Christoph Thomas Scheffler (1699 – 1756) vorgelegt, die mittlerweile in der Reihe »Studien zur christlichen Kunst« publiziert wurde.

Schon zum einleitenden Kapitel, in dem üblicherweise der Forschungsstand referiert werden muss, lässt sich Positives sagen. Denn die Autorin absolviert diese Pflichtaufgabe nicht, wie heutzutage leider allzu oft vorkommend, als lieblose Reihung einschlägiger Publikationen, sondern sie gibt einen fundiert kommentierten und damit auch interessanten Überblick über die Forschungsgeschichte (23).

Kapitel II widmet sich der Biografie des vorzustellenden Künstlers, der 1699 in Mainburg/Hallertau zur Welt kam. Während über die Mutter keinerlei Details bekannt sind, gibt es über den aus München stammenden, überwiegend als Fassmaler tätigen Vater Johann Wolf-

gang Scheffler allerhand zu berichten: Obwohl im Umfeld des kurfürstlichen Hofes aufgewachsen – sein Vater war Residenzwächter gewesen –, hatte ihm die Münchner Malerzunft die Niederlassung in seiner Heimatstadt verwehrt, weshalb er Anfang der 1690er Jahre in die Hallertau gezogen war und dort auch zeit lebens blieb. Von seinen mindestens vierzehn Kindern bildete er drei Söhne zu Malern aus: Johann Friedrich (1697 – 1750), dem später die seinem Vater verwehrte Ansiedlung in München gelang (33ff), sowie Christoph Thomas und den jüngeren Bruder Felix Anton (1701/03 – 1762), die beide Schüler von Cosmas Damian Asam wurden. Christoph Thomas verließ die Asam-Werkstatt nach nur zwei Jahren (1722), um Laienbruder bei den Jesuiten in Landsberg/Lech zu werden. In dieser Zeit entstanden seine ersten eigenständigen Werke. Als er 1728 wegen »Eigensinn gegen die Vorgesetzten« (49) aus dem Orden entlassen wurde, bat er den Rat der Stadt Augsburg um das Recht, »in der Stadt Beisitz nehmen zu dürfen«; er gedachte dort, in der Hochburg des Druckgewerbes, sein Geld als Vorlagenzeichner zu verdienen. Obwohl ihm die Niederlassung gewährt wurde, machte Scheffler davon zunächst keinen Gebrauch und arbeitete zunächst meist auswärts. Gemeinsam mit seinem Bruder Felix Anton übernahm er Aufträge von Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Fürstpropst in Ellwangen und Bischof von Breslau und Worms sowie Hochmeister des Deutschen Ordens war, und arbeitete in Ellwangen, höchstwahrscheinlich in Worms und schließlich im schlesischen Neisse. Während der Bruder Felix Anton in der Folge in Schlesien blieb, kehrte Christoph Thomas um 1732 nach Augsburg zurück, wo er nun als Vorlagenzeichner, Freskant und Tafelbildmaler arbeitete, eine kinderreiche Familie gründete und nach mehr als 30-jährigem Schaffen schließlich verstarb. Den zweiten Teil des Kapitels widmet die Autorin der »Sozialgeschichte« des Künstlers, worunter sie dessen berufliche Kontakte, sein Verhältnis zu



den Augsburger Zunftmeistern sowie seine Schüler, Mitarbeiter und von ihm beeinflusste Maler versteht. Dank offensichtlich reichhaltig vorhandener Quellen kann sie dabei zahlreiche neue Erkenntnisse präsentieren, darunter detaillierte Angaben zur Auftragsabwicklung zwischen Auftraggebern und Künstler sowie zu den Werkprozessen, so etwa im Fall des Fürstensaals Ellwangen, bei dem zwischen Entwurf und Fertigstellung des Freskos nur zehn Wochen lagen.

Die folgenden Kapitel widmen sich kunsthistorischen Aspekten. In Kapitel III befasst sich Hartmann mit Schefflers Rezeption von Asam'scher Kunst. Sie räumt mit der in der Literatur zumeist vertretenen Wahrnehmung auf, Scheffler sei nur ein Epigone seines Lehrherrn Cosmas Damian Asam gewesen, und macht unter verschiedenen Aspekten deutlich, dass dessen frühe Arbeiten zwar stark von dessen Motiven und Formenrepertoire geprägt sind und sich der Künstler auch später immer wieder Anregungen bei seinem Lehrer holte, jedoch durchaus zu einer selbständigen Sprache fand. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit Visualisierungen von Frömmigkeit im Barock sowie der speziellen, durch Schefflers Lebenslauf bedingten Frömmigkeit des Künstlers. Die Autorin zeigt, dass mehrfach vorkommende Themen im überwiegend sakralen Gesamtchaffen des Künstlers nicht einfach nur Varianten sind, sondern Scheffler ein eigenes, über einzelne Aufträge hinausgehendes ikonografisch-ikonologisches System entwickelte und zugleich auch auf aktuelle kirchliche Ereignisse reagierte. Deutlich macht sie dies u. a. an den in den 1720er Jahren heiliggesprochenen Jesuitennovizen Stanislaus Kostka und Aloysius von Gonzaga sowie an Johann von Nepomuk und an Schefflers Überarbeitung älterer Illustrationen für eine 1732 in Augsburg erschienene Neuauflage der »Elogia Mariana«, Lobgedichten auf Maria von August Casimir Redel. Ausführlich befasst sich Hartmann auch mit dem Motiv des Hl. Geistes in menschlicher Gestalt, ein durch

die Visionen der süddeutschen Mystikerinnen Maria Anna Lindmayr und Crescentia Höß wichtiges Bildthema im 2. Viertel des 18. Jahrhunderts. Sie zeigt, wie Scheffler, stets auf einfache, klare Bildsprache mit Konzentration auf das Wesentliche bedacht, für die Darstellung des himmlischen Ratschlusses (207) seine ganz eigene Form fand, indem er den Hl. Geist als greise menschliche Gestalt darstellte, der er in späteren Jahren sogar die Flügel der Hl. Geist-Taube ansetzte.

An den gründlichst recherchierten, kunsthistorisch äußerst fundierten, dennoch locker geschriebenen und damit gut lesbaren Textteil schließt sich das Werkverzeichnis an, das 30 Fresken, ca. 120 Gemälde und 78 Zeichnungen von Schefflers Hand sowie rund 30 Druckgrafiken, die nach seinen Vorzeichnungen entstanden, wissenschaftlich exakt beschreibt. Der ebenfalls umfangreiche Anhang bietet neben einem 30-seitigen Literaturverzeichnis sowie 67 Farbtafeln, die die wichtigsten Werke wiedergeben, und einem Namens- und Ortsregister auch Transkriptionen wichtiger biografischer Quellen.

Es bleibt zu hoffen, dass Christoph Thomas Scheffler dank dieser Arbeit endlich den ihm zustehenden Platz in der Kunstgeschichte bekommt. Zugleich würde man sich allerdings eine ebensolche ergänzende Arbeit auch über dessen Bruder Felix Anton wünschen, der, in Breslau und Prag tätig, schon zu Lebzeiten zu Ruhm gelangt war und nach dem Tod von Christoph Thomas einige von dessen unvollendeten Werken fertigstellte. Leider muss derzeit noch immer eine Arbeit aus dem Jahr 1926 als grundlegende Literatur über ihn gelten, da eine 2006 an der Karls-Universität Prag abgeschlossene tschechische Dissertation leider nicht zugänglich ist (38, Anm. 301).

*Brigitte Huber, München*

**Manfred Knedlik, Aufklärung in München. Schlaglichter einer Aufbruchszeit (Kleine Münchner Geschichten), Regensburg: Verlag Friedrich Pustet**

148 Seiten, ISBN 978-3-7917-2650-2, EUR 12,95

Die Aufklärung ist eine europäische Kulturbewegung, die dementsprechend in europäischem Rahmen untersucht und beschrieben werden muss. Dennoch haben auch kleinräumigere, auf Nationen, Staaten oder Regionen, an lohnenden Einzelpunkten sogar auf bestimmte Orte beschränkte Erörterungen ihre Berechtigung. Diese tragen zur Erhellung der Tiefenwirkung bei. Zudem verhelfen sie zur Differenzierung und somit Komplettierung des Gesamtbildes.

Das anzuzeigende Bändchen unternimmt den erstmaligen Versuch, den Kulturbetrieb in der kurbayerischen Haupt- und Residenzstadt München in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts umfassend zu beschreiben. Dazu liegen eine Fülle kleinerer Abhandlungen und zu Einzelpunkten auch bereits tiefbohrende Untersuchungen vor. Sie erfahren hier eine gekonnte Zusammenfassung. Diese wendet sich mehr als an die Fachwelt an breitere Interessentenkreise. Infolge des Verzichts auf einen wissenschaftlichen Apparat kommt sie mit einem begrenzten Umfang aus. Der Verfasser konzentriert den Blick auf die entscheidenden Grundzüge, die in Form von »Schlaglichtern« herausgearbeitet werden. Er macht den wittelsbachischen Hof mit der von ihm 1759 eingerichteten kurfürstlichen Akademie als den entscheidenden Impulsgeber deutlich. Dementsprechend werden der Gliederung die Regierungszeiten der Landesherren zugrunde gelegt. Die über diese Brennpunkte in den Vorort des Kurfürstentums transferierten Anregungen wurden in der Stadt an einer Reihe von Einzelpunkten aufgegriffen. Anders als im bayerischen Umland spielten die Klöster hier insgesamt gesehen eine eher untergeordnete Rolle. Stattdessen tritt ungleich stärker der Weltklerus, vor allem mit dem Protagonisten Lorenz von Westenrieder (1748 – 1829),

in den Vordergrund. Als weitere wirkungsvolle Träger werden das Beamtentum und das Bürgertum vorgestellt, die mit einem breitgefächerten Presse- und Verlagswesen günstige Voraussetzungen für das Entstehen einer literarischen Öffentlichkeit schufen. Aufgeklärte Einflüsse bestimmten nicht nur den ideellen Diskurs und die schriftstellerische Produktion, sondern in zunehmendem Ausmaß den gesamten Kulturbetrieb bis hin zum staatlichen Handeln. Sie beförderten auch das Entstehen von Toleranz. Ungewöhnlich früh durchbrachen in München die Wissenschaftler an der Akademie, die Fachbeamten in der Zentralverwaltung und die Soldaten in der Armee das noch immer gültige Prinzip der ausschließlichen Katholizität. Auch an den Münchner Verhältnissen, die gewiss nicht auf das Land übertragen werden dürfen, lässt sich ein Strukturwandel der Aufklärung festmachen. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wird zu Recht nicht als »Aufbruch zur Romantik« (so Hans Grassl), sondern als Epoche der Kulturgeschichte mit eigenem Profil gedeutet, die sich durchaus in die allgemeine europäische Entwicklung einbauen lässt.

Das handliche Bändchen ist von einem durch zahlreiche Veröffentlichungen zu vergleichbaren Themen ausgewiesene Verfasser mit Kompetenz angefertigt, flüssig geschrieben und gefällig illustriert. Er wählt keinen auf die Ideengeschichte beschränkten, sondern eher einen sozialgeschichtlich geweiteten Zugang zur Thematik, auch wenn für die Volksaufklärung der Spätzeit nur mehr wenig Platz bleibt. Seine Überblicksdarstellung führt informativ in ein wichtiges Thema nicht nur der Stadtgeschichte Münchens, sondern durchaus der Landesgeschichte Bayerns ein. Sie unterstützt die vielen seit einem halben Jahrhundert vorgetragenen Bemühungen um den selbst in der Fachwelt noch immer nicht durchgesetzten Nachweis, dass die europäische Kulturbewegung der Aufklärung auch im Agrarstaat Bayern Wurzeln geschlagen hat, freilich in einer recht spezifischen Sonderform. Man wird der Gesamt-

deutung sicher bepflichten können: »eine vielschichtige, farbige und spannungsreiche Erscheinung [...], der innerhalb des europäischen Gesamtphänomens ›Aufklärung‹ ein besonderes Eigengewicht zukommt« (S. 12).

*Alois Schmid, Traitsching*

**Margot Hamm / Evamaria Brockhoff / Volker Bräu u. a. (Hg.): Napoleon und Bayern. Augsburg: Haus der Bayerischen Geschichte 2015 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte 64)**

335 S., ISBN 978-3-937974-38-5, EUR 39,95

**Marcus Junkelmann: Napoleon und Bayern. Eine Königskrone und ihr Preis. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2015**

221 S., ISBN 978-3-7917-2631-1, EUR 24,95

**Thomas Schuler: »Wir sind auf einem Vulkan«. Napoleon und Bayern. München: C. H. Beck 2015**

319 S., ISBN 9978-3-406-67663-5, EUR 24,95

»Am Anfang war Napoleon.« Thomas Nipperdeys viel zitierter erster Satz seiner »Deutschen Geschichte 1800 – 1866« gilt in besonderer Weise für die Entstehung und Entwicklung des neuen bayerischen Staates an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Es ist deshalb nur konsequent, dass die europaweite Erinnerung an die napoleonischen Kriege, den damit verbundenen Staatenumbbruch, die politische und gesellschaftliche Modernisierung und an den »Korsen« selbst, die anlässlich der 200. Wiederkehr vieler wichtiger Ereignisse zu beobachten war, auch in Bayern Geschichtspolitik, historische Wissenschaften und »public history« beeinflussten. Auf drei unterschiedliche, wichtige und ausnahmslos lesenswerte Veröffentlichungen zum Themenkomplex »Napoleon und Bayern« soll hier kurz aufmerksam gemacht werden

Persönlichkeit, Herrschaft und Kaisertum des Korsen stehen – darauf hat Peter März ein-

mal zu Recht hingewiesen – wie ein Paradigma für den Antagonismus von Emanzipation und Modernisierung auf der einen Seite, Hybris und autoritär-imperialen Wahn auf der anderen. Napoleon ist ein Kind der Französischen Revolution mit ihren Verheißungen von Menschenrechten, von Freiheit, von Gleichheit, von Brüderlichkeit. Er ist selbst noch in den Zeiten seines autoritären Kaisertums in vielem ein Anwalt fortschrittlicher Entwicklungen, mit enormen Wirkungen in Deutschland und gerade auch in Bayern. Wirkungen, die die staatliche und gesellschaftliche Entwicklung jahrzehntelang beeinflussen und zum Teil bis in unsere Tage reichen. Zugleich aber ist er auch der autoritäre Gewaltherrscher, imperial in seinem Denken, süchtig nach Ruhm, Anerkennung und Legitimation, ein rücksichtsloser Feldherr, der Landgewinn an Landgewinn reiht, Krieg auf Krieg entfesselt, keinem Friedensschluss eine Chance zur Bewährung lässt, bis hin zur Peripetie von 1812, ja darüber hinaus.

Dieses komprimierte und natürlich nicht neue Gesamtbild wird – mit unterschiedlichen Gewichtungen und jeweils eigenständigen Erzähl- und Analyseformen – von Marcus Junkelmann, Thomas Schuler und den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses der Bayerischen Geschichte bestätigt, ja intensiviert. Als Leitpublikation auch für weitere Untersuchungen zum in der Vergangenheit schon sehr gut erforschten Thema »Napoleon und Bayern« darf man den Katalog zur Ingolstädter Landesausstellung ansehen. Sie war mit rund 150.000 Besuchern ein großer Erfolg. Das wunderbar illustrierte Katalogbuch verzichtet zwar auf die früher üblichen wissenschaftlichen Aufsätze zu Spezialthemen, enthält jedoch zwei luzide Überblicksbeiträge von Marcus Junkelmann, der sich damit wieder einmal als herausragender Kenner der Napoleon-Zeit ausweist, auch mit seiner Fähigkeit, komplizierte Sachverhalte präzise und verständlich zu formulieren. In den gelungenen Einleitungen zu den Ausstellungssequenzen, die Margot Hamm zu verdanken

sind, und in den rund 300 wissenschaftlichen Beschreibungen der Exponate stecken nicht nur komprimierte Informationen, sondern auch viele Anregungen zu weiterführenden Fragen. Die wesentlichen Ziele der Ausstellung kommen in der klugen Einführung von Richard Loibl zur Sprache. Das überkommene und immer wieder dominierend gezeichnete Bild von der Entstehung des neuen oder modernen Bayern wird ergänzt durch Antworten auf die Frage, welchen Preis die Menschen, die Gesellschaft, die Krone, der Staat dafür zahlen mussten.

»Für Bayern bedeutete diese Zeit permanenten Kriegszustand, Feldzüge, Schlachten, Gefechte, teilweise im eigenen Land, Musterungen, Truppendurchzüge, Steuerdruck, Plünderungen und Requirierungen, Entbehrung und Hunger, Vergewaltigung, Depression, Tod.« (9). Die Janusköpfigkeit der napoleonischen Ära ist auch das zentrale Thema der Bücher von Junkelmann und Schuler. Man darf in ihnen essentielle Ergänzungen zur Landesausstellung sehen. Die üblichen Formulierungen von der Phase des Übergangs, einem Zeitabschnitt des beschleunigten Wandels und der Neugestaltung der territorialen, politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen und administrativen Verhältnisse verdecken in ihrer Glätte die dynamischen und zum Teil chaotischen Vorgänge, den wirtschaftlichen Umbruch, die politisch-soziale Revolution, die Delegitimation und den Zerfall einer traditionsreichen, Jahrhunderte alten Rechtsordnung, die Auflösung eines internationalen politischen Systems, die staatliche, gesellschaftliche und persönliche Existenzen fundamental gefährdenden Krisen, die geistig-psychischen Erschütterungen der Menschen, die permanenten heißen und kalten Kriegszustände, namenloses Leid, den zahllosen Tod. Schon 1985 hatte Marcus Junkelmann zum Thema »Napoleon und Bayern« eine viel beachtete und gelobte Arbeit vorgelegt. Karl Otmar von Aretin sprach damals in der Süddeutschen Zeitung von einem »Volksbuch zur Montgelaszeit«. Überarbeitet,

auf den aktuellen Forschungsstand gebracht und mit aussagekräftigem Karten- und Bildmaterial versehen ist das Buch jetzt als Neuauflage erschienen. Hans-Michael Körner hat ihr ein zurecht lobendes Vorwort mitgegeben: »Wissenschaftliche Sauberkeit und populäre Akzeptanz beim Publikum war und ist in keiner der Publikationen des Autors Junkelmann je ein Gegensatz gewesen, und schon gar nicht bei seinem Erstlingswerk, bei seinem »Napoleon und Bayern«.

Ähnliches ließe sich von Thomas Schulers »Napoleon und Bayern« sagen. Trotz stupender Literaturkenntnis und geradezu archivischer Genauigkeit wird hier in einem schön zu lesenden journalistisch-literarischen Stil und mit fast 50 ein- und mehrfarbigen Abbildungen und Karten ein differenziertes Gesamtbild gezeichnet, das auch kultur- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte angemessen berücksichtigt. Auch die Lektüre dieser Veröffentlichung ist nachdrücklich zu empfehlen.

*Hermann Rumschöttel, Neubiberg*

**Alfons Schweiggert: Bayerns unglücklichster König. Otto I., der Bruder Ludwigs II., München: Sankt Michaelsbund 2015**  
287 S., ISBN 978-3-943135-66-4, EUR 19,90

Otto I. – korrekterweise sollte es allerdings nur Otto heißen, da es einen Otto II. ja nie gab – ist der große Unbekannte unter Bayerns Monarchen. Zwar trug er nominell die Königskrone, aber aufgrund einer psychischen Erkrankung regierte er keinen einzigen Tag. Bereits 1992 hat der Pädagoge und Schriftsteller Alfons Schweiggert versucht, den vorletzten bayerischen König mit einer Biografie dem Vergessen zu entreißen. Durch zahlreiche neue Quellenfunde wurde eine erheblich erweiterte Publikation notwendig, die Schweiggert mit dem hier zu besprechenden Werk vorlegt.

Ist das Leben eines Monarchen, der bereits als königlicher Prinz aufgrund einer geistigen

Erkrankung von der Öffentlichkeit ferngehalten, mit 30 Jahren entmündigt wurde und nie regierungsfähig war, überhaupt biografiewürdig? Was Otto interessant macht, sind vor allem zwei Aspekte – das Verhältnis zu seinem Bruder, König Ludwig II., und der Umgang einer konstitutionellen Monarchie mit einem Monarchen, der seiner Aufgabe nicht gerecht werden konnte. Beiden Aspekten geht die vorliegende Publikation nach.

Die ersten drei Kapitel widmet Schweiggert Ottos Kindheit, seinen Jugendjahren und seiner Krankheit bis zum Tod seines Bruders Ludwig. Er schildert dabei die Entwicklung des Prinzen eng angelehnt an die seines älteren Bruders und im steten Vergleich zu der Ludwigs, glücklicherweise ohne dabei der Gefahr zu erliegen, eine Ludwig-Biografie zu schreiben und seinen eigentlichen Protagonisten aus den Augen zu verlieren. Beide Prinzen wuchsen unter einem strengen Vater und einer eher distanzierten Mutter heran. Während Ludwig als Kronprinz immer den Vorrang vor seinem Bruder beanspruchte und sich bereits als Kind schüchtern und verschlossen zeigte, war Otto der offenere, freundlichere und sympathischere Prinz. Bei beiden Brüdern waren schon im Kindesalter Verhaltensauffälligkeiten zu konstatieren. Das Kapitel über Ottos Jugend zeichnet den Weg des Prinzen an der Seite seines Bruders von dessen Thronbesteigung bis nach dem Deutsch-Französischen Krieg nach, als die Erkenntnis der Notwendigkeit einer dauerhaften ärztlichen Betreuung Ottos unabwendbar geworden war. König Ludwig, der sich immer auf seinen Bruder gestützt hatte, musste in dieser Zeit erkennen, dass der Gesundheitszustand Ottos ihm eine immer wieder erwogene Abdankung zu dessen Gunsten nicht erlaubte. Das Kapitel über Ottos Krankheit schildert die ärztlichen Untersuchungen des Prinzen, die erfolglosen therapeutischen Behandlungen, deren man den Kranken unterzog, seine Unterbringung in verschiedenen Schlössern, seine Entmündigung und seine abschließende Internierung in Schloss

Fürstenried. Ein Unterabschnitt ist der zunehmenden Distanzierung König Ludwigs vom Schicksal seines Bruders gewidmet, wobei Schweiggert offen lässt, ob dies aus Vernachlässigung oder aus Verdrängung geschah. Er stellt aber gleichzeitig deutlich heraus, dass die medizinische Betreuung des Kranken nichts zu wünschen übrig ließ und den höchsten Standards der Zeit entsprach. Schweiggert widerlegt auch die immer wieder kolportierten Auffassungen von den anstaltsartigen Verhältnissen in Fürstenried und schildert stattdessen die großzügige Ausstattung des Schlosses.

Kritisch lässt sich zu diesem Kapitel vielleicht anmerken, dass man sich vor allem an der Stelle, an der Schweiggert über Ottos Abschottung von der Öffentlichkeit berichtet, eine größere Stringenz gewünscht hätte. So ist hier ein Abschnitt mit »Ottos letzter öffentlicher Auftritt (August 1875)« übertitelt, dieses Ereignis, die Teilnahme an einer Parade auf dem Marsfeld, wird tatsächlich aber erst im nächsten Abschnitt geschildert (121 – 123). Im folgenden Abschnitt wird dann noch die Teilnahme an den Herbstjagden 1875 genannt, und vier Seiten später wird von der Übernahme repräsentativer Pflichten bei einem Aufenthalt in Schloss Ludwigsthal im Bayerischen Wald im Jahr 1876 berichtet (123, 127 – 128). Auch das waren nach dem berichteten »letzten öffentlichen Auftritt« natürlich noch weitere öffentliche Auftritte! Das sind zwar nur Unsauberkeiten, aber sie stören dennoch den Gesamteindruck.

In drei weiteren Kapiteln stellt Schweiggert das Leben Ottos in Fürstenried als nomineller König nach dem Tod Ludwigs II. bis hin zu seinem Tod während des Ersten Weltkriegs dar. Neben zum Teil sehr eindrucksvollen Schilderungen zeitgenössischer Besucher geht er dabei auch auf die nicht unbeträchtlichen Finanzmittel ein, die das Privatvermögen Ottos ausmachten, und die bis in die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts hinein zur Tilgung der Schulden seines Bruders und auch zur Finanzierung des Prinzregenten Luitpold herangezogen wurden.

Der Autor kann in diesen Kapiteln der (unter Historikern eher verpönten) Versuchung nicht widerstehen, sich Gedanken darüber zu machen, wie die Regentschaft eines geistig gesunden Königs Otto ausgesehen haben könnte. Glücklicherweise belässt er es aber weitgehend bei der Auflistung von Fragen, um dann zu der wenig überraschenden Erkenntnis zu kommen, dass sich »Definitives [...] nicht sagen« lasse (202). Obwohl bereits während der Regentschaft des Prinzregenten Luitpold Stimmen laut wurden, die die Aufrechterhaltung von Ottos ja nur fiktivem Königtum in Frage stellten, blieb die Verfassungsänderung von 1913 mit der Thronbesteigung Ludwigs III., die Bayern für drei Jahre gleich zwei Könige schenkte, nicht unumstritten. Schweiggert sieht sie mit Recht als verfassungsrechtlich problematischen Akt an und gibt sowohl der fiktiven Regentschaft Ottos als auch dem schließlichen Lösungsversuch eine Mitschuld an der Diskreditierung der Monarchie der Wittelsbacher.

Der abschließenden Würdigung Ottos gilt das letzte Kapitel des Buches. Eine nachhaltige Wirkung konnte dieser König natürlich allenfalls durch seine Erkrankung entfalten, die zusammen mit der seines Bruders Ludwig zu einem Aufblühen des Faches »Psychiatrie« in München führte. München konnte sich durch die Förderung, die dieses Fach dank eines derart prominenten Patienten erfuhr, zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu einem der führenden psychiatrischen Wissenschaftsstandorte entwickeln.

Um Legenden zu widerlegen, die die Geisteskrankheit des Monarchen anzweifeln, stellt Schweiggert schließlich noch einmal die Fakten zusammen, die auf eine schwere geistige Erkrankung hinweisen. Er resümiert hier einige der nachträglich erstellten psychiatrischen Diagnosen, zeigt sich dabei aber klug genug, sich aus einer Fachdiskussion herauszuhalten und sich auf keines dieser fachärztlichen Urteile festzulegen. Schweiggert sieht in Otto aber auch eine große Stütze seines Bruders Ludwig, die

durch ihren Wegfall nach der Erkrankung des Prinzen auch den König in eine zunehmende Vereinsamung und Verdüsterung trieb. Der an dieses Kapitel anschließende Epilog nennt Veröffentlichungen und listet Orte in Bayern auf, die noch heute an König Otto erinnern. Eine ausführliche Zeittafel und ein Personenregister schließen den Band ab.

Alfons Schweiggert ist es – trotz der genannten kleinen Unschönheiten – mit dieser Publikation insgesamt gelungen, durchaus Interesse an einem bayerischen Monarchen zu wecken, dessen Leben durch die frühe Geisteskrankheit nicht dazu geeignet war, eine nachhaltige Wirkung zu entfalten. Mit einer empathischen, aber sachlichen Schilderung der Situation des Kranken, der in Fürstenried entgegen aller Legenden in einem durchaus noblen Ambiente und mit der bestmöglichen ärztlichen Versorgung fast die Hälfte seines Lebens zubrachte, hat er ein erschütterndes Lebensbild nachgezeichnet, aber auch einige falsche Vorstellungen über Ottos Schicksal geradegerückt. Bis in den letzten Satz seiner Ausführungen hinein macht der Verfasser dieser Biografie zugleich auch deutlich, dass das Leben dieses Wittelsbachers vor allem deshalb Aufmerksamkeit verdient hat, weil er der Bruder König Ludwigs II. war und dessen Schicksal wesentlich mitbestimmt und beeinflusst hat.

*Manfred Peter Heimers, München*

**Peter Fleischmann (Hg.): Hitler als Häftling in Landsberg am Lech 1923/24. Der Gefangenen-Personalakt Hitler nebst weiteren Quellen aus der Schutzhaft-, Untersuchungs- und Festungshaftanstalt Landsberg am Lech, Neustadt an der Aisch: Verlag PH. C. W. Schmidt 2015**

552 S., ISBN 978-3-87707-978-2, EUR 59,00

Anfang Juli 2010 kam in Nürnberg bei einer Versteigerung ein Aktenkonvolut zum Aufruf, das zur Grundlage des hier zu besprechenden



Buches wurde. Es handelte sich um den lange vermissten Gefangenen-Personalakt Hitlers aus seiner Zeit als Häftling in Landsberg am Lech in den Jahren 1923/1924. Wie es den Staatlichen Archiven Bayerns gelang, geradezu in letzter Minute die historisch bedeutsamen Unterlagen für das Staatsarchiv München zu sichern, beschreibt der Herausgeber, der frühere Leiter des Staatsarchivs München und jetzige Leiter des Staatsarchivs Nürnberg, Peter Fleischmann in seiner Einleitung.

Während der Landsberger Haft konnte Hitler zahlreiche Besucher empfangen. Die jeweiligen Genehmigungen erteilte die Anstaltsleitung großzügig. Auch konnte Hitler in Landsberg den ersten Teil seines Buchs »Mein Kampf« schreiben. Für den Leser sind deshalb die Ausführungen Fleischmanns zur Schutz- und Untersuchungshaft und schließlich zur Festungshaft, zu der Hitler vom Volksgericht München wegen Hochverrats, begangen durch den Putschversuch vom 8./9. November 1923, allerdings nur zur gesetzlichen Mindeststrafe von fünf Jahren am 1. April 1924 verurteilt worden war, äußerst hilfreich. Gerade zum Charakter der Festungshaft besteht heute eine große Unkenntnis. Auch die Modalitäten der Haftzeit, also etwa die Besuchsregelungen und die Zensur-Bestimmungen werden dem Leser genau erläutert.

In der nachfolgenden Edition von Hitlers Gefangenen-Personalakt wird der gesamte erhaltene Schriftwechsel wiedergegeben. Allein schon mit diesem Teil der Unterlagen erhält der Leser ein sehr plastisches Bild von den Haftbedingungen und der Behandlung des prominenten Gefangenen durch die Anstaltsleitung. Die sorgfältige Kommentierung erschließt dem Leser den zeitgenössischen Kontext.

Hitlers Einfluss auf seine Anhänger auch während der Landsberger Haftzeit ist immer wieder thematisiert worden. Das Ausmaß dieses Einflusses wird jetzt deutlich sichtbar anhand der in chronologischer Folge wiedergegebenen »Sprechkarten«, das sind die Besucherlaubnis-

karten der Anstaltsleitung. Weit über 300 Personen besuchten Hitler während der Untersuchungs- und der Festungshaft im Gefängnis Landsberg. Es beginnt mit Hitlers Rechtsanwalt Lorenz Roder am 16. November 1923 als erstem Besucher und endet mit dem Besuch von Helene Bechstein aus Berlin, Ehefrau des Klavierfabrikanten Bechstein, am 10. Dezember 1924. Am 20. Dezember 1924 wurde Hitler aus der Festungshaftanstalt Landsberg, auch auf Grund der günstigen Prognosen des Anstaltsleiters und gegen die Auffassung der Staatsanwaltschaft, auf Bewährung entlassen. Der Herausgeber hat zu allen Besuchern weitere Angaben, wie etwa Lebensdaten, Wohnort, berufliche Tätigkeiten und politische Aktivitäten, erfasst und zeigt damit das breite soziale Spektrum der Besucherschaft auf. Im anschließend in Auszügen edierten Aufnahmebuch der Anstaltsärzte wird auch Hitlers Gesundheitszustand dokumentiert.

Die nahezu vollständige Edition dieser Unterlagen und ihre gründliche Kommentierung ist verdienstvoll und dem Herausgeber gebührt dafür großer Dank. Es bietet sich ein anderes Bild als das von Hitler und seinen Mithäftlingen nach dem Scheitern des Putsches zur Selbststilisierung und zur Verklärung entworfene.

*Hans-Joachim Hecker, München*

**Iris Lauterbach: Der Central Collecting Point in München. Kunstschutz, Restitution, Neubeginn, (Veröffentlichungen des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München, Band 34), Berlin/München: Deutscher Kunstverlag 2015, 256 S., ISBN 978-3-422-07308-1, EUR 24,90**

Die Restitution von geraubten beziehungsweise unter Verfolgungsdruck verkauften Kunstwerken ist auch über 70 Jahre nach Kriegsende noch nicht endgültig abgeschlossen. Die Diskussion um die Washingtoner Prinzipien, den Schwabinger Kunstfund und die Provenienzforschung in deutschen Museen macht dies ein-



drucksvoll deutlich. Mit dem Anfang der Rückgabebemühungen während der amerikanischen Besatzungszeit beschäftigt sich die Kunsthistorikerin Iris Lauterbach in ihrem Buch »Der Central Collecting Point in München«.

Zwei ehemalige NSDAP-Gebäude am Münchner Königsplatz, der »Führerbau« und der »Verwaltungsbau«, dienten den US-amerikanischen Besatzungsbehörden ab 1945 als Sammeldepots für sichergestelltes Kunst- und Kulturgut. Im Münchner Central Collecting Point (CCP) wurde in- und ausländische NS-Raubkunst zusammengeführt, untersucht, registriert und – wenn möglich – ihren rechtmäßigen Eigentümern zurückgegeben.

Knapp legt Lauterbach die amerikanischen Konzepte zum Umgang mit nationalsozialistischer Raubkunst und zum militärischen Kunstschutz dar. Unter den hierfür verantwortlichen Einheiten, den sogenannten Monuments Men, waren viele Schüler des Kunsthistorikers Paul J. Sachs. Sie standen vor der Aufgabe, die ausgelagerten Kunst- und Kulturgüter sicherzustellen, von denen sich zirka 80 Prozent in der amerikanischen Besatzungszone befanden. Neben dem Münchner »Führerbau«, in dem Werke für Hitlers geplantes Museum in Linz untergebracht waren, hatten während des Kriegs zum Beispiel Neuschwanstein, Altaussee, Buxheim, Herrenchiemsee, Raitenhaslach oder Berchtesgaden (Sammlung Göring) als Auslagerungsorte gedient. Aus insgesamt 601 Depots transportierten die Amerikaner ab Sommer 1945 Kunstwerke in den Münchner CCP.

Intensiv beschäftigt sich Lauterbach mit dem (amerikanischen und deutschen) Personal sowie der Arbeitsweise des CCP. Die größte Aufgabe und Herausforderung der Institution war die Rückgabe von Kunstwerken an die rechtmäßigen Eigentümer. Diese Restitution von geraubten Objekten, die dem Prinzip nach nur an die Regierungen der betroffenen Staaten, nicht aber an Einzelpersonen erfolgen sollte, bereitete teilweise gravierende Probleme. So musste herausgefunden werden, woher die

Kunstwerke kamen. Ausländische Gesandte richteten in München Büros ein, um einen direkten Kontakt zu den Amerikanern im CCP zu haben. Zwei Drittel der Restitutions gingen nach Frankreich, mit großem Abstand folgten die Niederlande, die UdSSR (mit der es bedingt durch den einsetzenden Kalten Krieg immer wieder zu Spannungen kam), Österreich, Ungarn und Polen. »Herrenlose« Judaica wurde vielfach der »Jewish Cultural Reconstruction« übergeben. Ebenfalls konnten – abweichend vom Grundsatz, dass nur Staaten Anspruch anmelden durften – Personen, die während des »Dritten Reichs« in Deutschland verfolgt worden waren, die Rückgabe ihres Besitzes beim CCP beantragen. Teilweise erfolgten auch falsche Restitutions. So saßen die Amerikaner 1947/48 mit Ante Topić einem mutmaßlichen Betrüger auf, der mithilfe einer Kontaktperson im CCP Kunstwerke irrtümlich nach Jugoslawien restituieren ließ. Auch heute noch sind Teile von Topićs Sammlung in Zagreber und Belgrader Museen ausgestellt.

Neben den Kernaufgaben des CCP widmet sich Lauterbachs Buch auch dem Umgang mit den Kunstwerken aus den »Großen Deutschen Kunstausstellungen« (1937–1944), den Diebstählen aus dem Central Collecting Point, der 1946 erfolgten Gründung des Zentralinstituts für Kunstgeschichte in München sowie der Übergabe der CCP-Tätigkeit in die Verantwortung der Deutschen ab 1949. Besonders interessant ist der Abschnitt zum 1948 im ehemaligen »Führerbau« eingerichteten Amerikahaus und zu den Ausstellungen in der »Galerie des Collecting Point«. Der Leiter des Münchner CCP, Stefan P. Munsing, der zugleich Direktor des Amerikahauses war, betrieb durch die Präsentation von moderner, abstrakter Kunst die Politik einer kulturellen Reeducation. Pläne, anstelle der sich unmittelbar neben dem CCP befindenden »Ehrentempel«, in denen während der NS-Zeit die »Märtyrer« des Hitler-Putsches verehrt worden waren, Museen oder eine Philharmonie zu errichten, blieben unverwirklicht.

Gleichwohl kann darin das Bestreben erblickt werden, sich der nationalsozialistischen Vergangenheit zu entledigen, indem man das ehemalige Parteiviertel in ein Kunstquartier überformt.

Bei ihren Recherchen zum CCP München schöpfte Lauterbach, die sich seit 25 Jahren mit dem Thema beschäftigt, aus umfangreichen Quellenbeständen. Neben Akten, unter anderem aus den National Archives in Washington und dem Bundesarchiv in Koblenz, griff sie etwa auf Nachlässe und Fotosammlungen zurück. So ist das Buch mit über 220 Aufnahmen erfreulich reich bebildert. Hierbei dienen die Fotos keineswegs nur der Illustrationen, vielmehr vermitteln sie dem Leser einen Eindruck von den Lager- und Arbeitsbedingungen im CCP und von den geborgenen Kunstwerken. Iris Lauterbach, die als Mitarbeiterin am Zentralinstitut für Kunstgeschichte seit vielen Jahren selbst in den Räumlichkeiten des ehemaligen CCP tätig ist, legt in ihrem Buch einen Schwerpunkt auf die Institutions-, Lokal- und Architekturgeschichte. Einen Vergleich des Münchner mit den anderen amerikanischen *Collecting Points* oder dem Umgang der übrigen Alliierten mit der NS-Raubkunst nimmt sie nicht vor. Historiker, aber auch interessierte Laien, die sich mit dem CCP München, mit der Geschichte des ehemaligen NSDAP-Parteiviertels nach 1945 oder mit der amerikanischen Politik der Restitution und der kulturellen Reeducation beschäftigen, werden an Lauterbachs flüssig geschriebenen Buch nicht vorbeikommen.

*Jörn Retterath, München*

**Verein für Denkmalpflege und Penzberger Stadtgeschichte (Hg.) / Barbara Kaulbarsch (Red.): Schmelztiegel Penzberg. Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen 1945 – 1954, Berlin: Schaltungsdienst Lange 2015**

324 S., ohne ISBN, EUR 15,00

Flucht und Vertreibung, Unterbringung und Integration von Geflüchteten sowie Ängste, Vorbehalte und Anfeindungen (bis hin zur Anwendung von Gewalt) gegen die Neuankömmlinge durch die einheimische Bevölkerung sind beherrschende Themen des derzeitigen gesellschaftlichen und politischen Diskurses – nicht nur in Oberbayern. Dass der Umgang mit Fremden, die infolge von Krieg und Willkürherrschaft ihre Heimat verloren haben, keineswegs ein neues Phänomen ist, beweist eindringlich der Blick in die Geschichte. Insofern kommt das Buch »Schmelztiegel Penzberg. Die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen 1945 – 1954« genau zum richtigen Zeitpunkt.

Die Publikation des Vereins für Denkmalpflege und Penzberger Stadtgeschichte beruht auf einem 2012 bis 2014 durchgeführten Zeitzeugenprojekt. Bei diesem kooperierten die Penzberger Heimathistoriker mit einem Soziologie-Seminar der Stiftungsfachhochschule Benediktbeuern unter Leitung von Carsten Wippermann. Entstanden ist ein gut 300 Seiten starkes Buch, in dem insgesamt 33 anonymisierte, auf Interviews basierende »Fallportraits« (6) präsentiert werden. Einleitend findet sich ein knapper Beitrag über das Verhältnis von Flüchtlingen und Einheimischen in Penzberg im Zeitraum 1946 bis 1950. Fotos aus Privatbesitz sowie Ablichtungen von Zeitungsartikeln illustrieren das Werk. Der Band ist nach den Herkunftsländern der Vertriebenen gegliedert. Jeder dieser Abschnitte wird durch eine Karte der früheren Siedlungsgebiete und einen kurzen, meist aus Wikipedia oder einer anderen Internetquelle entnommenen Beitrag zur dortigen deutschen Siedlungshistorie eingeleitet.

Hierauf folgen die einzelnen Lebensgeschichten. Leider erfährt der Leser nicht, wer die Autoren des Buches sind. Die Benediktbeurer Studierenden, denen für die Interviews und die »Fallportraits« gedankt wird, bleiben namentlich ungenannt, ebenso der Verfasser des einleitenden Beitrags »Flüchtlinge, Heimatvertriebene und Einheimische«.

Wer sich von dem Buch eine konzise Darstellung zum Thema »Die Integration von Vertriebenen in Penzberg« erwartet, wird enttäuscht. Der Band reiht vielmehr unterschiedliche Lebensläufe aneinander. Eine Zusammenschau der Einzeldarstellungen, ein kritisches Fazit bezüglich der Integrationsleistung oder gar ein Vergleich mit anderen oberbayerischen Gemeinden findet sich hier nicht. Bereits in der Einleitung betonen die Herausgeber, dass der Band »keinen wissenschaftlichen Anspruch« (6) erhebt. Nichtsdestoweniger bleibt unklar, welches Ziel die Publikation dann verfolgt. Zwar stellt »Schmelztiegel Penzberg« in Form von »Fallportraits« eine Fülle an persönlichen Lebensgeschichten vor, doch wird darin meist nicht klar, was wörtliches Zitat der interviewten Person und was Zusammenfassung beziehungsweise Wertung des Schreibers ist. Die übliche Kenntlichmachung von wörtlicher Rede mittels Anführungszeichen und die Verwendung des Konjunktivs für indirekte Zitate unterbleiben oftmals. Somit ist nicht ersichtlich, was die Zeitzeugen wirklich gesagt haben. Selbst als Grundlage für spätere (wissenschaftliche) Veröffentlichungen kann das Buch daher kaum dienen. Und auch die Einleitung entpuppt sich aus historiografischer Sicht als Enttäuschung. Auf gerade einmal 16 Seiten – die noch dazu von vielen Fotos geziert werden – finden sich Zeitungsartikel aus dem »Penzberger Anzeiger« dem »Weilheimer Anzeiger«, dem »Neuen Weilheimer Tagblatt« und dem »Weilheimer Tagblatt« unkritisch und im Präsens wiedergegeben. Die Forschungsliteratur, geschweige denn einschlägige Archivbestände wurden nicht konsultiert.

Gleichwohl wird deutlich, dass Penzberg durch den Zuzug von Flüchtlingen einen starken Bevölkerungszuwachs erfuhr – so lag die Anzahl der Einwohner 1950 um knapp 50 Prozent höher als 1939. Damit ging eine akute Wohnungsnot einher, die kurzfristig durch die Beschlagnahme von Zimmern und durch die Nutzung von Veranstaltungshallen überbrückt wurde. Insbesondere letztgenannte Maßnahmen trugen zu Spannungen zwischen Einheimischen und Flüchtlingen bei. Mittelfristig dienten in Penzberg sechs Barackenlager zur Unterbringung der Heimatvertriebenen. Das Wohnraumproblem konnte langfristig nur durch den Bau neuer Gebäude gelöst werden. Eine wichtige Rolle bei der Integration der Geflüchteten spielte das Penzberger Bergwerk, in dem viele Ankommende Arbeit fanden und dessen Betriebsgesellschaft für die neuen Beschäftigten Miets- und Einfamilienhäuser bauen ließ. In den Zeitzeugengesprächen erinnern sich Einheimische und ehemalige Vertriebene sehr unterschiedlich an das zeitgenössische Verhältnis zwischen beiden Gruppen: Während die Einheimischen dieses in der Rückschau als problemlos beschreiben, gibt es von ehemaligen Flüchtlingen Aussagen wie: »Nach und nach haben wir uns ansässig gemacht, aber die Flüchtlinge waren nicht beliebt, genauso wie heute, [...] obwohl wir Volksdeutsche waren [...]« (44). Auffallend ist, dass sehr viele Ungarndeutsche – darunter viele Bergleute – in Penzberg eine neue Heimat fanden. Eine starke Gruppe unter den Porträtierten stellen außerdem die Vertriebenen aus dem Sudetenland und aus Schlesien dar.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Buch »Schmelztiegel Penzberg« zwar ein interessantes und wichtiges Kapitel der Penzberger Stadtgeschichte behandelt, es für die (weitere) wissenschaftliche Erforschung des Themas aber kaum brauchbar erscheint, da es weder methodisch noch darstellerisch historiografischen Standards genügt – dies aber auch nicht anstrebt.

*Jörn Retterath, München*

**Wolfgang Reinicke: Landtag und Regierung im Widerstreit. Der parlamentarische Neubeginn in Bayern 1946 – 1962, 2014 (Bayerischer Landtag: Beiträge zum Parlamentarismus Bd. 19)**

662 S., ISBN 978-3-927924-34-5 (Download als PDF-Datei oder kostenlos bestellen auf der Internetseite des Bayerischen Landtags unter Info-Service/Bestell-Service)

Wenn der 140. Band des Oberbayerischen Archivs erscheint, wird mit zahlreichen Veranstaltungen und Veröffentlichungen daran erinnert werden, dass die Bayerische Verfassung vor 70 Jahren, im Dezember 1946, in Kraft getreten ist und sich bis heute als konstitutionelle Basis des politischen Lebens im Freistaat Bayern grundsätzlich bewährt hat. Zur geschichtswissenschaftlichen Überprüfung dieser Bewährung liegt nun eine weitere Studie vor, die auf Anregung des Würzburger Historikers Dirk Götschmann entstanden ist, dem die Erforschung der Geschichte des bayerischen Parlamentarismus im 19. und 20. Jahrhundert wesentliche Anregungen und Erkenntnisse verdankt.

Es handelt sich um die bemerkenswerte Dissertation von Wolfgang Reinicke, die die ersten vier Legislaturperioden, also die ersten 16 Jahre des parlamentarischen Neubeginns in Bayern – vom Inkrafttreten der Verfassung bis zum Beginn der Ära Alfons Goppel – mit Blick auf das Verhältnis zwischen Landtag und Regierung eingehend untersucht. Die Beziehungen zwischen dem um seine verfassungsmäßigen Rechte ringenden Parlament und der oft »übergroßen«, jedenfalls dominanten Staatsregierung sind nicht nur ein historisches, sondern auch ein aktuelles, bis in unsere Tage reichendes Strukturelement des politischen Systems im modernen Bayern. Quellennah, detailgetreu, mit klarer Sprache und mutigen Urteilen sowie einem angemessenen Verhältnis von Theorie und praktischer Darstellung und Analyse ist diese Arbeit zunächst einmal ein weiterführender Beitrag zur jüngeren bayerischen Parlamen-

tarismusgeschichte, zu der Alois Schmid 2012 mit Recht festgestellt hat: »Die Aufarbeitung auf wissenschaftlichem Niveau bleibt ein vordringliches Desiderat.«

Wegen der großen Bedeutung von Verfassung, Landtag und Regierungskomplex für die historische Entwicklung Bayerns nach 1945 – weit über den engeren politischen Rahmen hinaus – ist Reinickes Studie zugleich ein Nachschlagewerk für viele historisch-politische Fragestellungen zu den Wiederaufbau- und Konsolidierungsjahren des Freistaats Bayern. Auf über 650 dicht beschriebenen Seiten findet man eine Fülle von Informationen, Schilderungen und Bewertungen, für die der Verfasser nicht nur die breite Literatur und die immer wieder benützten »Leitarchivalien«, sondern auch bislang nicht ausgewertete Quellen wie die Sitzungsprotokolle des Ältestenrats des Bayerischen Landtags herangezogen hat.

Der Umfang der Arbeit ist eine Folge des lobenswerten Ehrgeizes Reinickes, sich nicht auf Institutionengeschichte zu beschränken. So werden nicht nur die Aufbau- und Ablauforganisation und die Funktionen der beiden Staatsorgane analysiert, sondern auch die handelnden Personen in vollem Umfang einbezogen. Ereignisgeschichte wird sozusagen mentalitätsgeschichtlich lebendig gemacht, wobei auch viele Anregungen der modernen kulturgeschichtlichen Forschung aufgenommen werden.

Die Arbeit gliedert sich in zwei Hauptteile. Der erste, kürzere thematisiert das Verfassungsrecht mit seinen historischen Wurzeln und Bezügen (Parlamentarismustheorie, geschichtliche Erfahrungen zwischen 1918/19 und 1933, Verhältnis Landtag-Regierung in der Verfassungsgebung 1946). Im zweiten, deutlich umfangreicheren Teil geht es um die Verfassungswirklichkeit, also um die politische, die praktische Bewährung des rechtlichen Rahmens, in dem sich Landtag und Regierung begegneten. Hier kommt auch die Einflussnahme der amerikanischen Besatzungsmacht gebührend zur Sprache. Insgesamt gesehen geht es um die Ein-

setzung, Umbildung und die Krisen der bayerischen Kabinette, die Regierungserklärungen und ihre parlamentarische Diskussion, die legislativen Leistungsbilanzen des Landtags, um Kooperation, Kontrolle und Konfrontation, um die Handhabung des Budgetrechts und vieles andere mehr.

Drei Thesen werden empirisch, also quellenkritisch überprüft. Erstens die Vermutung, dass nach den historischen Erfahrungen die neue parlamentarische Demokratie vor allem Schutz und Stabilität gewährleisten soll; zweitens die Annahme, dass dies im Wesentlichen bis 1962 erreicht worden ist; drittens die Vorstellung, dass der demokratische Wiederaufbau mit einer neuen politischen Kultur untermauert wurde, getragen von dem Ziel des Zusammenwirkens der politischen und institutionellen Kräfte und mit der Hoffnung, das Ansehen der Verfassungsorgane dadurch zu stärken. Die Überprüfungsergebnisse sind differenziert, bestätigen aber im Großen und Ganzen die Ausgangsthese.

Der Umfang der Arbeit sollte ihre Rezeption nicht behindern. Hilfreich dazu sind abschnittsweise Zusammenfassungen sowie eine größere Schlussbilanz, in der es Reinerkennnisse auf den Punkt zu bringen. Zur Lektüre anregen können vielleicht auch die Überschriften des Kapitels über die parlamentarische Kultur im Landtag 1946 – 1962: »Schwierige Personalauswahl, mangelnde Moralvorstellungen und rüde Umgangsformen unter den Abgeordneten; Auseinandersetzungen um das Verhalten im ›Dritten Reich‹ und die Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus; die persönlichen Beziehungen im Landtag; geselliges Beisammensein jenseits des Politalltags; Arroganz gegenüber weiblichen Abgeordneten.«

Dem Verfasser ist bewusst, dass seine Arbeit insbesondere durch vergleichende Untersuchungen des Senats, den man vor allem hinsichtlich seines informellen Einflusses nicht unterschätzen darf, und der Rolle der Partei-

organisationen ergänzt werden müssen. Abschließend darf man feststellen, dass es ein gutes Zeichen für das Geschichtsbewusstsein des Bayerischen Landtags ist, dass er diese umfassende und kritische Analyse seiner frühen Jahre in seiner eigenen Publikationsreihe »Beiträge zum Parlamentarismus« einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung stellt.

*Hermann Rumschöttel, Neubiberg*

**Landkreis Aichach-Friedberg (Hg.): 900 Jahre Wittelsbacher (Altbayern in Schwaben. Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2015)**  
209 S., ISBN 978-3-9813801-2-5, EUR 15,80

Die ehemaligen Landgerichte, dann Bezirksämter und schließlich Landkreise Friedberg und Aichach waren altbayerische Gebiete, die schon im Kurfürstentum Bayern von München aus regiert worden sind. In der Montgelas-Zeit, als das Königreich Bayern in nach Flüssen benannte Kreise eingeteilt worden ist, wurden die beiden Landkreise 1817 ziemlich unhistorisch einem neuen Oberdonaukreis zugeschlagen. Doch schon zwanzig Jahre später, als König Ludwig I. die Umbenennung der Kreise nach historischen Gesichtspunkten verfügte, war es nur konsequent, dass auch die Landgerichte Aichach und Friedberg wieder zum Kreis Oberbayern (bisher Isarkreis) zurückkehrten. Damit gehörten die beiden Gebiete auch von Anfang an zum Sprengel des 1837 gegründeten Historischen Vereins von Oberbayern. Während der oberbayerische Landkreis Friedberg bereits 1944 dem Regierungsbezirk Schwaben zugeschlagen wurde, ereilte dieses Schicksal den uraltobayerischen Gerichtsbezirk und Landkreis Aichach mitsamt dem Stammsitz des ehemaligen Herrscherhauses in Oberwittelsbach erst bei der letzten großen Gebietsreform von 1972.

Es ist das große Verdienst der Reihe mit dem programmatischen Titel »Altbayern in Schwaben«, die schon zwei Jahre nach der Gebietsreform von der Kreisheimatpflegerin

Irmgard Hiller in der Ägide von Landrat Josef Bestler ins Leben gerufen worden ist und seit 2001 in neuer ansprechender Aufmachung vom Landkreis Aichach-Friedberg herausgegeben wird, diese ursprünglichen historischen Bezüge immer wieder mit neuen Facetten in Erinnerung zu rufen. Das Jahrbuch ist zugleich die Jahresgabe des Heimatvereins Aichach für seine Mitglieder.

Das Jahrbuch 2015 widmete sich ganz dem Jubiläum »900 Jahre Wittelsbacher«, das die Stadt Aichach im vergangenen Jahr gefeiert hat. Der Band fasst alle Vorträge zusammen, die in diesem Jubiläumsjahr gehalten worden sind.

Das Jubiläum bezieht sich auf eine Urkunde des Salierkaisers Heinrich V., eine Schenkung für den Grafen Otto IV. von Scheyern, der hier erstmals als »Otto de Witolinesbac« bezeichnet wird. Die im Staatsarchiv Amberg verwahrte Urkunde hat leider den Schönheitsfehler, dass in der Datumszeile die Jahresangabe durch einen Rostfleck ausgelöscht worden ist. Der Historiker Christof Paulus kann jedoch in seinem Beitrag über diese Urkunde überzeugend nachweisen, dass Aichach nicht im falschen Jahr sein Jubiläum gefeiert hat. Im Jahr 1119 haben jedenfalls die Wittelsbacher ihre alte Stammburg Scheyern den Benediktinermönchen als Kloster überlassen und bauten in der Folgezeit konsequent die neue Burg Wittelsbach als Herrschaftsmittelpunkt aus. In einem weiteren Beitrag geht Christof Paulus, der 2007 eine gewichtige Studie zum Pfalzgrafenamt in Bayern im frühen und hohen Mittelalter veröffentlicht hat, der Geschichte der wittelsbachischen Pfalzgrafen bis zur Erlangung der Herzogswürde im Jahre 1180 nach.

Die folgenden Beiträge haben alle »Wittelsbach« bzw. die »Wittelsbacher« als Bezugspunkt. Einige sind jedoch fast abgelöst von der lokalen Geschichte, bringen aber doch interessante Aspekte, die man in diesem Jahrbuch zunächst nicht gleich vermutet.

Dazu gehören die Beiträge von Jörg Schwarz über die Wittelsbacher in Bayern und

in der Pfalz, von Hermann Plöckl über die Wittelsbacher und die Wallfahrt zum Heiligen Berg Andechs, von Andreas Scherrer über den letzten König Ludwig III. oder von Marita Panzer über die Frauen der Wittelsbacher (»Fürstentöchter einer europäischen Dynastie«).

Weitere sechs Vorträge bzw. Beiträge in diesem Jahrbuch sind dann aber thematisch eng mit dem *genius loci* verbunden. Das beginnt mit dem Bericht von Martin Straßberger über die archäologischen Grabungsbefunde in Oberwittelsbach bei der Stammburg der Wittelsbacher.

Wilhelm Liebhart, der zu den Stammautoren der Reihe »Altbayern in Schwaben« gehört, untersucht die Beziehungen der Wittelsbacher zu dem Hauptort Aichach im Mittelalter. In einem weiteren Beitrag geht Liebhart der Bedeutung der Familie Gumpfenberg (die auch in Pöttmes und Oberprennberg Besitzungen hatte) zum Haus Wittelsbach nach.

Justina Bayer schildert das Leben des Aichacher Magistratsrats und Bürgermeisters Lorenz Aloys Gerhauser (1768 – 1837), der die treibende Kraft für den Wittelsbacher-Kult in und um Aichach war, der im 1834 errichteten neugotischen Nationaldenkmal in Oberwittelsbach kulminierte. Sie konnte sich auf lange verschollen geglaubte Akten und vor allem auf den Nachlass Gerhausers stützen, die erst nach der Umstrukturierung des Aichacher Stadtarchivs wieder aufgetaucht sind. So konnte auch in der letztjährigen Landesausstellung »Napoleon und Bayern« in Ingolstadt das Wirken Gerhausers während der Napoleonischen Kriege für die Stadt Aichach und deren Bürgerschaft mit einem eigenen Ausstellungsraum gewürdigt werden.

Ein zweites steinernes Denkmal hält in Aichach die Erinnerung an den Stammsitz der Wittelsbacher wach. Wolfgang Brandner schildert die Pläne des aus Mannheim stammenden bayerischen Beamten Franz Arnold von Linck, der von 1811 bis zu seinem Tod 1838 Schlossherr in Unterwittelsbach war, für diesen »Wegweiser« nach Oberwittelsbach.



Den Abschluss dieses abwechslungsreichen Jahrbuchs bildet Gottfried Hechts Zusammenstellung von sechs mittelalterlichen »Kunstwerken aus der Zeit der Wittelsbacher Grafen, Pfalzgrafen und Herzöge«. Das reicht von einem durchbrochenen Beschlag mit Scharnier aus der Burg Oberwittelsbach, der im Wittelsbacher Museum im Unteren Tor in Aichach, einem Zweigmuseum der Archäologischen Staatssammlung in München, ausgestellt ist, bis zu den vor Ort zu besichtigenden Stiftertafeln in der ehemaligen Klosterkirche Kühbach und den beiden Gedenksteinen des Herzogs Ludwig IV. von Bayern-Ingolstadt an der Spitalkirche in Aichach bzw. in der Friedberger Stadtpfarrkirche.

Dieses Jahrbuch mit seinem alleinigen Schwerpunktthema kommt sicherlich den gegenwärtigen Intentionen des Landkreises Aichach-Friedberg entgegen, sich in »Wittelsbacher Land« umzubenennen. Als Marketingbegriff und Marke ist der Begriff bereits im allgemeinen Bewusstsein der Region verankert. Als braun-weißes touristisches Hinweisschild »Wittelsbacher Land« ist es zudem den auf der Autobahn A8 von Augsburg in Richtung München bei Kilometer 41 vorbeifahrenden Autofahrern präsent.

*Michael Stephan, München*



## Der Schriftleitung zugegangene Publikationen

Hermann Vogel: *Mixtura composita et cetera*  
pp. 1998 – 2014 – Kleine Dokumentationen.  
Privatdruck 2014

Helmut Eckl: *Vom MUH in die Ottobrunner  
Strass. Die Kleinkunstszene im München der  
70er und 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts,*  
München: Verlag Sankt Michaelsbund 2016  
*168 S., ISBN 978-3-943135-60-2*

Helmuth Stahleder: *Wer wohnte wo in Gern?  
Künstler, Wissenschaftler und Politiker in  
der Münchner Villen-Kolonie bis um 1930,*  
München: Herbert Utz Verlag 2016  
*248 S., ISBN 978-3-8316-4466-7*

Brigitte Kasch-Schäfer: *P. Placidus Scharl OSB  
von Andechs (1731 – 1814). Mönch – Pädagoge  
– Gelehrter.* München: P. Kirchheim Verlag  
2015  
*48 S., ISBN 978-3-87410-126-4*

